MITTELALTERLICHE VOLKSSAGEN ALS AUSDRUCK RELIGIÖSPOLITISCHER KÄMPFE

Conrad Thuemmel

Digitized by Google

UNIVERSITY OF ILLINOIS
LIBRARY

Class Book Volume
T42m

Heyne Library 1909

My 09-10M

GAYLORD BROS.
MAKERS
SYRACUSE · N.Y.
Pat. Jan. 21, 1908

Digitized by Google

LIBRARY
UNIVERSITY OF ILLINOIS
URBANA

Hrn. C. Vetter Prof. Dr. Moritz Heyne
z. fr. Erg. überreicht von
Görlitz 23/6 98 Verf.

Mittelalterliche Volkssagen
als Ausdruck religiös-politischer Kämpfe.

Von

Conrad Thuemmel,
Amtsgerichtsrath in Görlitz.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofverlagshandlung.
1898.

Digitized by Google

83099
T42m
palm

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei Actien-Geſellſchaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Digitized by Google

398.2
TH2m
LIBRARY
UNIVERSITY OF ILLINOIS
URBANA

Wir Kinder der heutigen, an Hülfsmitteln des geistigen Verkehrs so überreichen Zeit können uns nur schwer in die Gedankenströmungen jener Zeiten versetzen, in denen die Arten sowohl als die Mittel geistiger Mittheilung so durchaus abweichend waren von denjenigen, die heute unser tägliches Brot bilden fast in jeder Beziehung des Einzel- sowohl wie des öffentlichen Lebens. Die Thatsache an sich ist ja unbestreitbar, daß es auch in jenen zeitungslosen Zeiten und selbst in den Jahrhunderten vor Erfindung der Buchdruckerkunst jene im Volke lebende und wachsende und in seinen breitesten Schichten wurzelnde geistige Macht gab, die wir heute mit einem sehr abgeschwächten Ausdruck die „öffentliche Meinung" nennen und die man vielmehr das Denken und Fühlen des Volkes als Ganzes betrachtet, der Volksseele, nennen sollte. Daß diese außer durch das Mittel der Sprache sich nur wie durch ein geheimnißvolles Fluidum mittheilenden Empfindungen und Ueberzeugungen sich nicht wie heute in täglichen, millionenfach verbreiteten Druckerzeugnissen äußern konnte, bedingte zwar einen langsameren Schritt der Ausbreitung, diente aber sicherlich auch dazu, ihnen bei langsamerem Wachsthum eine Stärke und Widerstandskraft gegen entgegenwirkende andere Mächte zu geben, zu deren Dauer und Zähigkeit die oft so schnell wechselnden Anschauungen unserer immer schneller lebenden Zeit kaum ein Gegenstück liefern dürften.

30324

Digitized by Google

Allerdings hatten jene Zeiten, wenn wir im besonderen hier auf die des frühesten germanischen Mittelalters sehen wollen, ganz unverhältnißmäßig schwerere Arbeit als die heutige. Denn das Suchen nach dem Neuen, welches gerade unsere neueste Zeit auf fast allen Gebieten des geistigen Lebens kennzeichnet, verhält sich wie ein leichter und angenehmer Spaziergang zum Stromaufwärtsziehen schwerer Schiffsfahrzeuge gegenüber der Aufgabe, sich mit einem aufgedrungenen Neuen auf allen Gebieten des Lebens ab- und zurechtzufinden.

Dieses Neue war die Einführung des Christenthums in die Welt der germanischen Völker, deren gesamter Anschauungs- und Denkweise dieses Neue, bald für ihre Staatenbildung als maßgebend erklärte Weltprinzip eine vollständige Aenderung und Umkehrung auferlegte. Seine fast ausnahmslos durch die sich gleichzeitig neu bildende Staatsgewalt erfolgte zwangsweise Einführung verschärfte nicht nur den Druck, den jene neue an die Stelle der alten Einzelfreiheit getretene Macht empfinden ließ, sondern erhielt auch nach rein psychologischen Naturgesetzen die Erinnerung an den alten Glauben als die einer glücklicheren und besseren Zeit noch jahrhundertelang trotz aller eben nur auf dem Boden des Christenthums möglichen Kulturfortschritte.

Dies fand nun vor allem seinen Ausdruck in der treuen Weiterüberlieferung der alten Göttergeschichte und -sage in mehr oder weniger dichterischer Form in Mund und Herzen des Volkes, wenn es auch dabei ein Knie vor dem neuen Gotte beugte. Die durchgängige und durchgreifende Vermischung von allem Religiösen mit dem, was wir heute politisches Leben nennen, die das ganze Mittelalter kennzeichnet, bot hierzu den fruchtbaren Boden. Erhoben die damaligen Staatsgebilde aller heutigen Kulturvölker im Mittelalter den Anspruch, auf dem Gedankenboden des Christenthums zu stehen und in ihm zu wurzeln (ein Anspruch, den der heutige Staatsbegriff vollständig

Digitized by Google

fallen läßt, wie am kürzesten ja ein Blick auf die Insel Kreta beweist), so mußte sich die Unzufriedenheit mit staatlichen und innerpolitischen Zuständen auch gegen das wenden, was damals Christenthum zu repräsentiren den ausschließlichen Anspruch erhob: die katholische Kirche. Dies konnte nun nach zweierlei Richtungen hin seinen Ausdruck finden: einmal in dem Zurückversetzen in den Gedankenkreis des alten Götterglaubens oder bei den Gebildeten unter Anlehnung an das Heidenthum des klassischen Alterthums; oder zweitens in dem Streben nach einem vergeistigten, höheren Begriff des Christenthums, wie es sich in den Reformationsbestrebungen darstellt.

Diese beiden Strömungen finden wir nun als den innersten Kern zweier Sagen, die anscheinend so verschieden voneinander sind, daß es auf den ersten Blick schwer zu fallen scheint, überhaupt einen gemeinsamen Gesichtspunkt für sie zu entdecken: die vom Ewigen Juden und die vom Ritter Tanhäuser. Beide sind jedoch, um uns in der Sprache der heutigen Zeit auszudrücken, Agitations- und Tendenzstoffe von bestimmt erkennbarer religiös-politischer Richtung. Dabei hat die erstgenannte noch zwei deutlich zu unterscheidende Seiten. Einmal ist in ihr die alte Volksüberlieferung zu erkennen, welche den Dogmeninhalt des alten Heidenthums liebend weiterträgt, und dann die geschickte Bemächtigung dieses Stoffes durch Bearbeitung und Umkleidung von kirchlicher Seite zu kirchlichen Machtzwecken. Dem entgegen bietet die Tanhäusersage den Kern entschiedener Abwehr hiergegen aus der Mitte des deutschen Volkes mit dem deutlichen Ausdruck der Unzufriedenheit mit den bestehenden Zuständen der Kirche und der Sehnsucht nach einem höheren Standpunkte des geistigen Volkslebens überhaupt. Wir können also in diesen beiden Sagen schon drei gesonderte Stadien des Kampfes zwischen der verweltlichten Kirchenherrschaft und dem nach Freiheit und höherer geistiger Entwickelung ringenden Volksgeiste

Digitized by Google

erkennen: in der ersten die liebevolle Erinnerung an den alten Glauben unter dem Drucke des neuen; diesen Angriff parirt und verdeckt durch den geschickten Gegenstoß der Umarbeitung der alten Wotanssage in eine christliche Legende von freilich sehr zweifelhafter sittlicher Berechtigung und innerer Wahrheit. Dann folgt in der zweiten Sage der kräftigere, auf ein Neues hinzielende Vorstoß des Volksthums, der allerdings abschließt mit dem Tone ergebungsvoller Entsagung, die vorläufig selbst den Sieg verloren giebt, nicht jedoch ohne die Hoffnung auf ein siegreiches Wiederaufflammen der Bewegung nach geistiger und politischer Freiheit durchblicken zu lassen, ebenso wie dies in rein politischer Beziehung die mit der Tanhäusersage in engem Zusammenhang stehende und in demselben Boden wurzelnde Kyffhäusersage thut. Aber doch hat die Kirche das letzte Wort zu finden und zu behalten gewußt. Es war eine Replik nöthig auf diese beiden letzterwähnten Sagen, deren prophetisch drohender Abschluß einen so nachhaltigen Widerhall in dem Herzen des Volkes fand, als erkenne es schon in den elegischen Schlußakkorden dieser verschmolzenen Sagen vom Tanhäuser und der von dem genialsten Träger neuer Ideen auf Deutschlands Kaiserthrone, Friedrich dem Zweiten (nicht Barbarossa), die Motive der dröhnenden Trompetenklänge, welche die Gedankenfreiheit der neuen Zeit ankündigten. Als diese Replik schuf die Kirche eine dritte, von den beiden ersterwähnten wiederum scheinbar so grundverschiedene und doch wiederum nur eine neue Variation desselben Thema darstellende: die Gralsage. Im Gegensatz zu den beiden ersterwähnten trägt diese alle Kennzeichen nicht volksthümlicher Entstehung, sondern des künstlich Geschaffenen, des Kunstgedichtes im guten wie im — gegenüber der spontanen Entstehung im Volke selbst — minderwerthigen Sinne des Wortes. Wenn man auch ihren ersten Dichter ebensowenig mit Namen zu nennen weiß, wie den des alten

Digitized by Google

Kerns der Sagen vom Ewigen Juden, vom Ritter Tanhäuser und dem Zukunftshelden im Kyffhäuser, so haben wir ihn doch unzweifelhaft ebenso in der Kutte eines Mönches und der Zelle eines Klosters zu suchen, wie den Bearbeiter der alten Wotanssage; während diese selbst und die beiden anderen ganz unverkennbar nicht in düsterer Klosterzelle oder von einer einseitig in den Legenden und Mysterien der Kirche schwelgenden Phantasie erdacht, sondern in einem, seine alte Freiheit zurücksehnenden, alter, von der Erinnerung verschönter Zeiten wehmüthig gedenkenden Naturvolke entstanden sind. Für das Kunstmäßige der Gralsage spricht schon die Geschichte in ihrer englisch-französischen Entstehung, ebenso wie bei der Sage vom Ewigen Juden die älteste englische Quelle die Bearbeitung alten, rein germanischen Stoffes im Dienste einer über den damaligen Nationalitäten stehenden universellen Weltmacht andeutet. Die damalige Kirche durfte zudem gerade solche, in das Gebiet des Uebernatürlichen hineinspielende und durch ihre Entstehung und Verbreitung im Volke die Macht einer geistigen Bewegung gewinnende Sagen nicht ohne Antwort lassen, da sie ja eben ihre Macht in der Vorstellung des Volkes auf ihre Allein- oder wenigstens über alles Uebrige triumphirende Herrschaft im Gebiete des Uebernatürlichen stützte.

Stellen wir zunächst fest, um unserer soeben entwickelten Anschauung über das gegenseitige Verhältniß der genannten Sagen die feste Stütze zu geben, welches der gemeinsame Kern ihrer aller ist. Das ist bei dem Ewigen Juden, wie bei Tanhäuser und der Gralsage die Fortdauer der Persönlichkeit eines Menschen, gewährleistet und bedingt durch unmittelbaren Verkehr mit dem Ueberirdischen über die Schranken des menschlichen Daseins hinaus: eine Unsterblichkeit, aber keine unbedingte, sondern eine an gewisse Bedingungen geknüpfte, ja mit dem Hintergrunde eines an die Erfüllung eines großen Zieles ge-

Digitized by Google

knüpften Aufhörens. Wir müssen uns bei diesem eigenthümthümlichen Begriff der bedingten Unsterblichkeit daran erinnern, daß auch die Götter der altnordischen und germanischen Heidenwelt keine absolute Unsterblichkeit in sich tragen; ihnen allen steht, wenn sie auch die Ueberirdischen, an keine Schranke von Zeit und Raum Gebundenen sind, ein Ende bevor — die Götterdämmerung. Aber hinter diesem drohenden Untergange leuchtet das Licht einer ganz neuen Zeit auf. Der Wotanssang, der auf einsamer Felsenhöhe erschallt, wenn er dort als „wilder Jäger" endlich Rast macht, erzählt von der seligen Zeit, in der aller Kampf auf Erden vorbei sein wird, in der Götter und Menschen, ja die ganze Natur fried- und freudvoll mit- und nebeneinander wohnen werden. Denn auch der wilde Jäger ist ja kein Anderer, als Wotan, der ewige Wanderer — zu Pferde; und selbst in der lokalen Anknüpfung auch dieser Sage an den Hörselberg als ihren vornehmsten Sitz finden wir schon wieder den Zusammenhang mit der ausschließlich an diesen alten Sagensitz geknüpften Tanhäusersage. Auch Tanhäuser ist den Schranken des irdischen Daseins entrückt durch seinen Verkehr mit Ueberirdischem, mögen wir in der Frau Venus, die ihn umfangen hält, die alte germanische Göttin Hulda erblicken oder eine volkspoetische Neubelebung des altklassischen Heidenthums. In der Gralsage tritt diese Bedingtheit der Unsterblichkeit am deutlichsten und schärfsten hervor: sie liegt in dem täglichen Anschauen des Wundergefäßes, welches hier, echt katholisch-kirchlich, das Ueberirdische verkörpert, das heißt, in einem Natur- oder Kunsterzeugniß darstellt. Und die Thatsache der Reihe von aufeinanderfolgenden Gralkönigen zeigt ja weiter, daß von der darinliegenden Möglichkeit, die Unsterblichkeit freiwillig aufzugeben, auch regelmäßig Gebrauch gemacht wird. Darin tritt der Gedanke zu Tage, daß hierin auch eine Erlösung liegt; und so ist wieder der Ring geschlossen durch An-

Digitized by Google

knüpfung an die im Ewigen Juden als Hauptgedanke hervortretende tief weltschmerzliche Auffassung von dem Fluche, der für das Einzelwesen in der Unsterblichkeit auf Erden liegen muß. Dieser auch der Grundstimmung der altnordischen Göttersage durchaus nicht fremde Gedanke zeugt, wie gesagt, von einem Hauche der Weltverneinung, der hier gerade am leichtesten und nächsten die Annäherung an den weltflüchtigen Kern des Christenthums erleichtert. Sehr treffend verbindet Hamerling daher in seinem Ahasver diese beiden hier in Frage kommenden Seiten der Unsterblichkeit, indem er sie seinem Kain-Ahasver von dem Tode selbst zu theil werden läßt zugleich als Lohn und als Strafe, daß er ihn, den allmächtigen Menschenbezwinger, zuerst in die Welt gebracht hat.

Am stärksten ausgeprägt ist diese für die menschliche Natur grauenvolle Seite, der Fluch der Unsterblichkeit, in der ersten Sage vom ruhelosen Wanderer Wotan oder in der christianisirten Form vom Ewigen Juden, während in der vom Tanhäuser offenbar die freundliche Seite mehr in den Vordergrund tritt, und beim Gral vollends zugleich mit dieser im christlich-kirchlichen Gewande einherschreitet. In der Abart der zweiten endlich von dem im Berge lebenden Kaiser hat sie das rein staatlich-politische Gepräge angenommen. Aber in allen diesen Sagen wurzelt ihr Kern darin, daß eine menschliche Einzelpersönlichkeit durch eine Verbindung, in die sie mit überirdischen Wesen oder Mächten tritt oder gebracht wird, als der zeitlichen Begrenzung des Menschendaseins entrückt erscheint. Sehen wir uns daraufhin zunächst nun die Sage vom Ewigen Juden an.

Trotz des rein legendären Charakters, den diese Sage in der christlichen Einkleidung erhalten hat, spricht schon die verhältnißmäßig so sehr späte Zeit ihres ersten Auftauchens im Schriftthum auch gegen die bloße Möglichkeit eines Zusammenhanges mit der Legendenbildung aus den ersten Jahrhunderten

Digitized by Google

des Christenthums. Erst gegen die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts finden wir die erste auf sie bezügliche schriftliche Aufzeichnung, und zwar in der Historia major des 1259 verstorbenen englischen Mönches und Chronisten Matthias Paris (Parisiensis), welcher in der Geschichte Englands dort unter dem Jahre 1228 berichtet, daß ein in der Begleitung eines armenischen Erzbischofs nach England gekommener Ritter aus Antiochia, der, der französischen Sprache mächtig, den Dolmetscher seines Herrn, des armenischen Erzbischofs, machend, einmal erzählt habe, es habe zuweilen an der Tafel seines Herrn ein Mann gespeist, der schon zur Zeit des Leidens Christi gelebt habe. Allerdings ist die nun folgende Geschichte dieses Mannes eine etwas andere, als wir sie aus noch späterer Zeit von dem Schuhmacher von Jerusalem, Ahasverus, kennen, der dem vom Tragen seines Kreuzes ermüdeten Heiland die gesuchte Rast auf seiner Hausschwelle verwehrt. In der Erzählung des armenischen Ritter-Dolmetschers heißt er Cartaphilus und ist Pförtner bei Pontius Pilatus gewesen. Als Christus, von Jenem den Juden überliefert, aus dem Palaste des Pilatus geführt worden sei, da habe ihn dieser Pförtner von hinten mit der Faust in den Nacken gestoßen und ihm zugerufen: „Gehe hin, Jesus, immer gehe schneller, was zögerst Du?“ worauf sich Jesus umgewendet und ihm erwidert habe: „Ich gehe, aber Du sollst warten, bis ich wiederkomme.“ Diese Worte erinnern allerdings in etwas auffälliger Weise an die nach dem Evangelisten Johannes von Christus kurz vor seinem Leiden zu seinem Lieblingsjünger gesprochenen, die nach demselben Evangelisten Ursache zu dem sich unter den Jüngern verbreitenden Gerede gaben: „Dieser Jünger stirbt nicht“ (Evang. Johannis Kap. 21, Vers 22 und 25). In Zusammenhang mit diesem, allerdings nach einer ganz anderen Seite deutenden Anklange mag es dann auch stehen, daß dieser Pförtner, der übrigens

Digitized by Google

in allen ihn erwähnenden Quellen als später von Ananias auf den Namen Joseph getauft erscheint, in jener ältesten, auf Armenien zurückführenden Quelle in höchst auffälliger Weise verwechselt oder identifizirt wird mit jenem Joseph von Arimathia, der doch im Evangelium, wie später in der Legende als einer der treuesten Anhänger und sogar als, wenn auch heimlicher, Jünger Christi erscheint und der auch gerade, wie wir unten noch sehen werden, mit der Gralsage in so enger Beziehung steht. Denn er ist der erste Besitzer des köstlichen Gefäßes, welches Christus bei der Abendmahlseinsetzung benutzte und in dem später das Blut seiner Wunden aufgefangen wurde. Und dieser Anklang ist sicher kein zufälliger, wie wir aus der unten noch nachzuweisenden Gleichzeitigkeit der ersten Anfänge der Graldichtung ebenfalls durch einen Kleriker schließen können.

In ähnlicher Fassung und mit dem gleichen Namen finden wir diese Erzählung dann auch bei dem ungefähr gleichaltrigen flandrischen Reimchronisten Philipp Monskes (1220—1282), und erst viel später, nämlich als dieser „Ewige Jude" nun in Europa selbst auftauchte, erst zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts, wird seine Geschichte in der jetzt bekannteren Form erzählt und er als der Schuhmacher (auch Gerber) von Jerusalem mit dem Namen Ahasverus bezeichnet. Dabei ist zu bemerken, daß dieser Name weder aus dem Hebräischen zu erklären, noch überhaupt ein jüdischer ist, wenngleich er in den Büchern des alten Testaments (Propheten Esra und Daniel, Buch Esther) mehrfach vorkommt. Dort dient er aber zur Bezeichnung persischer, also heidnischer Könige, und zwar namentlich derer, die uns unter den Namen Cambyses, Astyages und Xerxes bekannter sind.

Auch die Erzählung von der Begegnung dieses vor den Thoren Jerusalems wohnenden Schuhmachers Ahasver mit Christus erscheint gegen die erste Form wesentlich verändert.

Digitized by Google

Nach dieser zweiten, die ihn, aber erst zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts, zuerst in Europa auftreten läßt, hat er mit seinem Kinde auf dem Arme vor der Thür seines Häuschens gestanden, als Christus, sein Kreuz tragend, zum Berge Golgatha hinausgeführt wurde. Von der Last ermüdet, habe sich Jesus, an dem Hause anlehnend, ausruhen wollen, worauf ihn Ahasver aber barsch angefahren: er solle sich verfügen, wohin er gehöre. Und darauf habe ihn Jesus „stracks" angesehen mit den Worten: „Ich will allhier stehen und ruhen, aber Du solt gehen biß an den Jüngsten Tag." Darauf von einer unerklärlichen Unruhe ergriffen, habe er sein Kind niedergesetzt, sei dem Kreuzigungszuge gefolgt, habe Christus leiden und sterben sehen und sei von dort, ohne Weib und Kinder wiederzusehen, als Pilgrim in der Welt umhergezogen, auch erst nach vielen, vielen Jahren wieder nach Jerusalem gekommen, wo er es vollständig zerstört gefunden habe. Dies berichtet ausführlich ein von Chrysostomus Duduläus, Westphalus, unter dem 1. August 1613 herausgegebenes sog. „Fliegendes Blatt" unter dem Titel „Neue Zeitung von einem Jüden von Jerusalem, Ahasverus genannt, welcher die Creutzigung unsers HErrn Jhesu Christi gesehen und noch am Leben ist, aus Dantzig an einem guten Freunde geschrieben." Nicht viel jünger sind die Chronikenberichte aus jener Zeit über sein erstes Auftreten in Deutschland, welche Th. Gräsſe in seiner verdienstlichen kleinen Schrift (Dresden, Schönfeld, 2. Aufl., 1861) zusammengestellt hat und wonach er zuerst 1505 zu Königinhof in Böhmen, 1547 in Hamburg und dann in Danzig, 1575 in Madrid, 1599 in Wien und 1601 in Lübeck gesehen und gesprochen sein soll. Von dort hat er einen Abstecher nach Rußland über Reval, Krakau und Moskau gemacht, ist dann aber 1604 in Paris, 1633 wieder zu Hamburg, 1640 in Brüssel, wo ihn zwei in der Gerberstraße wohnende Bürger gastlich bewirthen, wobei er aber den der holländischen

Digitized by Google

Form der Sage eigenen Namen Isaac Laquedem (statt Ahasver) angiebt und 1642 in Leipzig. Die letzte beglaubigte Nachricht von ihm scheint die Thorwache zu München unter dem 22. Juli 1721 gegeben zu haben. Auch in England ist er zu Ende des siebzehnten und Anfang des achtzehnten Jahrhunderts wieder mehrfach gesehen worden, hier aber merkwürdigerweise wieder an die erste ursprüngliche Form der Sage anknüpfend, nur daß er vom Pförtner des Pilatus zu einem Offizier des Hohen Rathes zu Jerusalem vorgerückt ist. Man erkennt leicht aus dieser in den verschiedenen Ländern germanischer Abstammung sich leicht an besondere örtliche Gestaltungen anschmiegenden Verschiedenartigkeit der Form die Gemeinsamkeit der Wurzel dieser Sage in dem altgermanischen gemeinsamen Götterglauben von dem ruhelosen, ewigen Wanderer Wotan.

Auch in den Einzelheiten über das vielhundertjährige Leben des Wanderers finden sich manche Abweichungen. Häufig wiederkehrend ist der Bericht, daß er alle hundert Jahre in einer todähnlichen Ohnmacht befallen werde, aus der er dann jedesmal wieder in dem Alter stehend erwache, in welcher er sich zur Zeit des Todes Christi befunden. Diese Einzelheit war jedenfalls ersprießlich, wenn ein unternehmender jüdischer „Schnorrer" einmal diese gewiß oft sehr einträgliche Rolle zu spielen unternahm, ohne im Besitz eines ausgesprochen greisenhaften Aussehens zu sein. Mehr vertrauenerweckend ist die zuweilen vorkommende Eigenheit, daß er nur Speise und Trank, aber kein Geld annimmt: sie ist jedoch selten, ebenso wie die, daß er nur stehend essen und trinken dürfe (während er ja schon bei dem armenischen Erzbischof an der Tafel sitzt).

Das nach der langen Pause vom dreizehnten Jahrhundert her so überaus häufige Auftreten des wunderbar grausigen Wanderers ist wohl unzweifelhaft mit als eine Folge der inzwischen entstandenen und jungen Kunst des Buchdrucks zu

Digitized by Google

ſuchen. Die ſich ſchnell vermehrenden Jünger dieſer neuen Kunſt mußten danach ſtreben, ſich neue Gebiete für ihre Bethätigung zu ſchaffen. Von dem, was erſt nach und nach aus ihr entſtanden und dem wiederum ſie ihre heutige weltumſpannende Bedeutung verdankt, dem Zeitungsweſen, gab es nur ſchüchterne Vorläufer in den ſogenannten „fliegenden Blättern", welche einzelne wichtige Zeitereigniſſe zur möglichſt allgemeinen Kenntniß zu bringen ſuchen. Es wird nun wohl ſeit dem Entſtehen der Sage oder vielmehr ihrer Ausprägung in der Form der chriſtlichen Legende nicht an, wohl meiſtens jüdiſchen, vereinzelt auch wohl anderen Schwindlern und Abenteurern gefehlt haben, welche die Leichtgläubigkeit jener Zeiten in Bezug auf alles, was dem Gebiete des „Glaubens" anzugehören ſchien, zu ihrem Vortheil auszubeuten verſtanden. Aber in den engen Kreiſen, in denen ſich das Leben des Mittelalters bewegte, mußte der Betrug doch wohl immer nachträglich zu Tage kommen und der Wanderer alſo ſchon wieder ſeines falſchen Ruhmes entkleidet ſein, ehe es zur Aufzeichnung kam. Aber die ſchnell entſtehenden (wenn auch gegen heute außerordentlich langſam ſich weiter verbreitenden) „fliegenden Blätter" bewahrten, ſobald ſie einmal die Buchdruckerwerkſtatt verlaſſen hatten, jedes ſolches Auftreten für immer unwiderſprochen auf. Denn bei dem Mangel periodiſch erſcheinender Preßerzeugniſſe konnte es auch überhaupt keine „Berichtigungen" (geſchweige denn im Sinne des ſchätzenswerthen § 11 des Reichsgeſetzes vom 7. Mai 1874) geben, und ſo verfiel jeder einmal aufgetauchte „ewige Jude" wenigſtens auf dieſe Weiſe jedenfalls der Unſterblichkeit in den Büchern der Chronikenſchreiber. Und ſo wurde das chriſtliche Gewand immer dichter gewebt um die Geſtalt des uralten Wanderers Wotan, der raſtlos die Welt durchzieht, um zu erſpähen, ob und wo der Götterwelt der Aſen Gefahr droht und ſich Anzeichen bemerkbar machen ihres dereinſtigen Unterganges.

Digitized by Google

der Götterdämmerung — also des jüngsten Tages der altgermanischen Götterzeit.

Noch deutlicher erkennbar sind diese Spuren dieser alten Götterwelt in der Tanhäusersage. Diese ist im Gegensatz zu der ersten von dem die ganze Welt durchziehenden Wanderer streng an eine bestimmte Oertlichkeit gebunden: den thüringischen Hörselberg. Aber wir dürfen nicht übersehen, daß diese strenge Ortsbeziehung eine nothwendige Folge davon ist, daß die Sage hier eine sehr allgemeine typische Sagenfigur in einer ganz bestimmten besonderen Richtung ausarbeiten will. Sie hebt hier einen der vielen im Berge verborgenen, mit Ueberirdischen verkehrenden und ihre Wiederkehr zur Erde zu einer besonderen Sendung abwartenden Helden heraus, um eben diese Sendung als eine ganz besonders eigenartige zu kennzeichnen. Der Schlachtenheld im Berge ist in allen germanischen Ländern eine so allgemein verbreitete und überall an die jedesmal am nächsten sich darbietende Oertlichkeit geknüpfte Sage, daß sich heute noch eine lange Reihe von Bergen und eine nicht unbedeutende von Volkshelden und -lieblingen aufstellen läßt, die alle dieselben wesentlichen Züge tragen, wie der Kaiser Rothbart im Kyffhäuser. Bekanntlich ist durch die neuere Forschung vollständig festgestellt, daß mit diesem Kaiser, von dessen Wiederkehr die glänzende Wiedererstehung des Deutschen Reiches zu erhoffen war, nicht Friedrich I., Barbarossa, von der schaffenden Volkssage gemeint war, sondern sein Enkel und späterer Nachfolger Friedrich II. — und auch hierin drückt sich die scharf antiklerikale Kennzeichnung dieser Sagenbildung aus. Nicht in dem Kaiser, der dem Papste den Steigbügel zum Aufsitzen hielt, der, was für den Geschichtsschreiber wichtiger ist, die Kreuzzüge ganz im Sinne der nach dem Blute der Ungläubigen dürstenden Hierarchie auffaßte und durchführte, sondern in dem weit- und hochherzigen Herrscher, der selbst seinen sarazenischen Unterthanen

Digitized by Google

ein ebenſo wohlwollender und gerechter Beſchützer geweſen war. wie den chriſtlichen, und der das außer ihm nur einmal noch unter unzähligen Verſuchen erreichte praktiſche Endziel aller Kreuzzüge, den Beſitz des heiligen Grabes und Jeruſalems, ſtatt durch Ströme von Blut durch friedliche Staatskunſt zu erreichen verſtanden hatte — beides Umſtände, die ihm vom Papſtthum als ebenſoviel Verbrechen angerechnet wurden —, ſah oder hoffte erſtehen zu ſehen das deutſche Volk den Mann, der die geiſtige Bedeutung ſeines Reiches emporheben würde über die beengenden und dumpfen Schranken einer herrſchſüchtigen und immer mehr verknöchernden Hierarchie; der ein Reich ſchaffen würde, deſſen Geiſtesmacht und -glanz die ſchwarzen Raben verſcheuchen ſollte, deren Gekrächz dem Volke nicht nur Lebensluſt und -freude nahm, ſondern ihm vor allem die Freiheit des Denkens und Glaubens beſchränkte. So war der kirchlich-freiſinnige Friedrich II. die Hoffnung auch ſeiner Deutſchen geworden, für die er leider ſelbſt bei ſeinen Lebzeiten nicht viel mehr als eine Sage ſein konnte, da ihn Apulien und Sizilien mehr beſchäftigten als ſeine deutſchen Lande. Die innere Verwandtſchaft der ſo zu verſtehenden Kyffhäuſerſage mit der vom Ritter Tanhäuſer giebt ſich auch in der Geiſtesähnlichkeit der beiden Helden zu erkennen. Iſt doch Friedrich II. nicht nur im wirklichen Leben ein Bekenner der Lebens- und Liebesluſt, die bei Tanhäuſer in ſeinem ununterbrochenen Verkehr mit der Göttin der Liebe ſelbſt verkörpert wird, ſondern auch über dieſelben Stoffe ein Dichter und Sänger, dem das Volk Unteritaliens ja heute noch von ihm geſungene Liedchen als Urheber zuſchreibt: ganz wie der Ritter Tanhäuſer, dem dieſe Eigenſchaft und dieſer Hintergrund von der Sage dadurch verliehen wird, daß ſie ihn in unmittelbare Beziehung zu dem Sängerkriege auf der Wartburg bringt. Endlich ſcheint aber ſogar die Zeitrechnung einen unmittelbaren perſönlichen Zuſammenhang

Digitized by Google

zwischen den Helden dieser beiden Sagen zu erweisen. Wenn nämlich die Sage vom Tanhäuser eine ebenso bestimmte Zeitbeziehung zu enthalten scheint, wie dies bezüglich der Oertlichkeit durch ihre ganz ausschließende Anknüpfung an den Hörselberg der Fall ist, so kann dies freilich bei der recht ungeschichtlichen Beschaffenheit jenes „Sängerkrieges" weniger aus der mehr gelegentlichen Herbeiziehung dieses Umstandes, als aus anderen, wesentlicheren geschlossen werden. Die Sage enthält aber einen anderen bestimmten und wesentlichen Umstand, der eine genaue Zeitbestimmung erlaubt. Das ist die genaue Bezeichnung des in der Volkssage eine wesentliche Rolle spielenden Papstes als „Urban". Die Vergleichung der diesen Namen führenden acht Päpste ergiebt dann aus verschiedenen Umständen, daß hier nur Urban IV., als welchen ihn übrigens auch eins der Lieder bestimmt bezeichnet, gemeint sein kann, der von 1264 bis 1268 regierte. Diese Zeit ist nun mit der des ziemlich nebelhaften Wartburgkrieges (1207) nicht zu vereinigen. Dafür stimmt sie ziemlich gut überein mit der des Minnesängers aus dem österreichisch-bayerischen oder dem fränkischen Geschlecht derer von Tanhusen, dessen Tod um 1266 angenommen wird. Und dieser „Tanhuser", ein Minnesänger, hat in persönlichem Verkehr mit Friedrich II. sowohl, wie mit dessen Söhnen gestanden, wenn er ihrer freigebigen Gunst auch nicht soviel irdische Güter verdankt zu haben scheint, wie seinem ersten Gönner, Friedrich dem Streitbaren von Oesterreich, dessen er oft dankbar gedenkt in seinen „Leichen".[1] Dieser geschichtliche Zusammenhang erhält nun aber erst Werth für unsere Würdigung der Sage, wenn wir berücksichtigen, daß er erst durch die etwa zwei bis drei Jahrhunderte später erfolgte Fassung der Sage rückwärts in diese hineingebracht ist, mit anderen Worten, wenn wir von ihm aus die Tendenz dieses Werkes der dichtenden und schaffenden Volksseele verstehen und würdigen lernen wollen. Diese Tendenz

zeigt sich nun bei der Schöpfung der Tanhäusersage im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert als eine entschieden kirchenfeindliche, wenigstens als eine Feindin der Kirche, die damals schon so lange von den besten und führenden Geistern als reformbedürftig anerkannt wurde. Der tragische Abschluß der Sage vom Tanhäuser erschien als eine äußerst geeignete Handhabe, um den Widerstreit zwischen der zelotischen und eigenmächtigen Verwaltung der Heilsgüter der christlichen Lehre durch eine herrschsüchtige Priesterkaste und den Forderungen einer auf höherem Standpunkte stehenden geläuterten Sittenlehre und der reinen Menschlichkeit in ein helles Licht zu setzen. Daher spitzen die die Sage behandelnden Lieder aus jener Zeit vor, während und nach der Reformation in Deutschland die Erzählung vollständig auf den Abschluß in Rom zu, bei dem der höchste christliche Priester selbst dem seine Sünde reuig Bekennenden Ablaß und Lossprechung hartherzig verweigert. Und die Lieder begnügen sich nicht damit, die Ueberhebung des hartherzigen Priesters durch das göttliche Wunder des wiedererblühenden dürren Stabes Lügen strafen zu lassen, sondern sie knüpfen an diese anscheinend doch genügende und vollständige Widerlegung noch den scharfen Ausdruck einer in die Form einer „Moral" gekleideten sentenzenhaften Mißbilligung — eine Form des Ausdrucks, die doch sonst gerade in der naiven Volkssage äußerst selten ist und da, wo sie in seltenen Fällen unerwartet durchbricht, von einem tiefen zu Grunde liegenden „aktuellen" Interesse zeugt, davon, daß es sich hier um Fragen handelt, die gerade zur Zeit der Entstehung und Bildung dieser Form der Sage den Geist des ganzen Volkes in seinem tiefsten Innern aufwühlen und bewegen.

Es ist kennzeichnend, daß diese polemische Nutzanwendung am Schlusse den ältesten Liedern fehlt, sich dann erst schüchtern hervorwagt in einer Einzelbetrachtung über die von Urban durch

Digitized by Google

seine Hartherzigkeit begangene Sünde und dann endlich dazu übergeht, diese als drohende Warnung für den ganzen Stand der Priesterschaft zu verallgemeinern.

Das erste Lied in der von Grässe (s. die oben angeführte Einzelschrift S. 33—73) gegebenen Zusammenstellung unter Nr. III, welches einen solchen Schluß enthält, ist das mit den Worten beginnende:

Nun will ich aber heben an
von dem Danhauser singen
und was er wunders hat getan
mit Venus der edlen Minne.

Hier lautet der Schlußvers:

Da was er wiederum in den berg
und het sein lieb erkoren,
des muoß der vierte bapst Urban
auf ewig sein verloren.

Schon in dem unter Nr. V mit dem Anfangsverse:

Wele groß wunder schauen wil
Der gang in grünen wald usse,
Danhuser war ein ritter guot,
groß wunder wolt er schauen.

kommt die Verallgemeinerung und Nutzanwendung:

Drum sol kein papst, kein kardinal
kein sünder nie verdammen;
der sünder mag sein so groß er wil,
kan gottes gnad erlangen.

Und am energischsten klingt dieser Schluß in dem Liede, welches sich durch seine Sprache als das jüngst entstandene kennzeichnet (unter Nr. VI der oben bezeichneten Sammlung) mit dem Anfangsverse:

Digitized by Google

Nun wil ich aber heben an,
Von Tanhäuſer wöllen wir ſingen,
Und was er wunders hat gethan
Mit Frau Venuſſinnen.

Hier lautet der Schlußvers:

Das ſoll nimmer kein Prieſter thun,
Dem Menſchen Mißtroſt geben:
Wil er dann Buß' und Reu' empfan
Sein Sündt ſeyndt ihm vergeben.

Spricht nicht aus dieſen aus dem Volke ſelbſt heraus im Zeitalter eines Johannes Huß und des Strebens nach allgemeiner Kirchenverbeſſerung „an Haupt und Gliedern" entſtandenen Geſängen dieſelbe Stimmung, wie ſie ſich noch durch Jahrhunderte in der Humaniſtenbewegung zeigt?

Und gerade dieſe geiſtige Bewegung, die für uns ja beſonders in den glänzenden Namen eines Erasmus, Ulrich von Hutten u. A. verkörpert erſcheint, dürfte noch in einer viel weiter gehenden Weiſe ebenfalls in der volksthümlichen Bearbeitung und Verbreitung dieſer Sage eine Stelle gefunden haben, die freilich nur in ganz allegoriſcher und ſinnbildlicher Auffaſſung zu verſtehen iſt.

Das Volksgefühl ſieht in dem edlen Ritter Tanhäuſer, dem Minneſänger, der in der Sprache ſeines eigenen Volkes ſingt und dichtet, ſeine eigenen beſten und edelſten Söhne, die führenden Geiſter, von denen es Beſſerung und Höherhebung ſeines ganzen geiſtigen Lebens erhofft. Aber es ſieht dieſe im Kampfe mit der allmächtigen Kirche zwar nicht unterliegen, aber zurückgewieſen und geſcheitert mit der Hoffnung, den ihnen innewohnenden Geiſt auch dort zur Geltung zu bringen; und es ſieht mit Schmerz, wie dieſe beſten Geiſter ſich nun, tief enttäuſcht, auch von ihm, dem Volke, dem lebendigen Leben der Gegenwart, abwenden und ſich vergraben in dem Schachte der

Digitized by Google

Erinnerungen und Schätze des heiteren, lebensfreudigen klassischen Alterthums, wie sie es vorziehen, sich an den nur Wenigen zugänglichen geistigen Genüssen jener Welt zu vergnügen und dadurch für ihr Volk, die Oberwelt verloren und vergraben sind. So ist die Frau Venus zwar eine Urania; aber wer in ihren Genüssen schwelgt, der ist kein Bahnbrecher mehr in dem rauhen Dornengestrüpp der geistigen Wildniß, in der das ganze übrige Volk zu leben durch die Satzungen eines erstarrten, die ganze Welt in Fesseln schlagenden Dogmatismus verurtheilt ist. Und so wird die obige Schluß- und Nutzanwendung jener Lieder wieder eine Verwünschung gegen den Geist der Hierarchie, der die Versöhnung mit dem der reinen Menschlichkeit schroff und herrisch abgewiesen hat.

So erhielt der ursprüngliche uralte Sagenstoff des dreizehnten Jahrhunderts eine auch für jene Zeit (das fünfzehnte und sechzehnte Jahrhundert) ganz „moderne" und „aktuelle" Spitze und wurde zum Werkzeug und zur Waffe in den Kämpfen der Parteien. Immerhin aber blieb auch in dieser neuesten Fassung manches, was an den ältesten Ursprung aus altnordischer Heidenzeit erinnert und uns daran denken läßt, daß ja auch der „wilde Jäger", dessen Wohnsitz neben zahlreichen anderen Bergen in deutschen Gauen auch der Hörselberg, der „Venusberg" des Tanhäuser ist, ganz und gar sein Dasein den Jagdritten Wotans durch die Luft verdankt. So giebt es in der scheinbar verchristlichten Fassung der Tanhäusersage einen kleinen, unscheinbaren Zug, der mitten aus der stolzesten Kirche der katholischen Christenheit, der St. Peterskirche in Rom, heraus auf die düsteren, altheidnischen, gottesdienstlichen Gebräuche des hohen Nordens hinweist. Das ist eine anscheinend unerklärliche Beigabe des Papstes, die zwar zuerst nebensächlich zu sein scheint und doch nicht entbehrt werden kann, weil sich an sie eben das die Grundsätze der Hierarchie gleichsam durch göttliche

Digitized by Google

Obermacht verdammende Wunder knüpft: das ist der dürre Stab, den der Papst in der Hand hält. Wie kommt der „Papst Urban" zu diesem Stabe? Dem Nichtkatholiken und Laien wird gewöhnlich die hier zu Tage tretende Unwahrscheinlichkeit oder Schwierigkeit der Erklärung nicht leicht aufstoßen, da er im guten Glauben an die Allgemeinheit des Bischofstabes auch diesen oder einen ähnlichen dem Papste ohne weiteres zutheilen wird. Das ist aber gänzlich falsch; der Papst, obgleich ursprünglich ja nichts anderes als Bischof von Rom, führt in jener seiner allmählich entstandenen höheren Würde nichts Derartiges; und der Mangel des sogenannten Krummstabes bei ihm trotz seiner bischöflichen Herkunft erscheint so kennzeichnend und bedeutsam, daß eine eigene Legende dazu erfunden ist, um den Mangel auf solchem Wege herzuleiten und zu erklären. St. Petrus habe nämlich einmal, als er zu einem Schwerkranken kommen sollte und nicht Zeit dazu hatte, nur seinen Stab hingesandt, damit dieser auf die Brust des Kranken gelegt werde. Dies sei nun auch bei dem inzwischen Verstorbenen geschehen, und habe den Todten wieder zum Leben erweckt. Da nun aber St. Peter so seinen Stab weggegeben, führten auch seine Nachfolger keinen mehr.

Man hat versucht, die Schwierigkeit so zu lösen, daß, da der Papst selbst unmöglich einen solchen dürren Stab bei der Hand haben kann, er den von Tanhäuser selbst geführten Pilgerstab ergriffen und an ihn seine abweisende Betheuerung angeknüpft habe. Aber das Gezwungene dieser Auslegung leuchtet um so mehr ein, als dann doch weiter ganz unerklärlich bleibt, wie der Papst dazu kommen sollte, diesen Stab dann auch noch dazubehalten, offenbar nur zu dem Zwecke, damit sich nach drei Tagen das Wunder des Wiedergrünens ihm sichtbar daran vollziehen kann. Das Natürliche wäre doch jedenfalls, daß der zurückgewiesene Pilger seinen Stab wieder mitnimmt,

Digitized by Google

den er jetzt vielleicht noch nöthiger braucht, als auf der Herreise.

Die einzige natürliche Erklärung der Schwierigkeit ist in einem altnordischen, heidnischen Zauberbrauche zu finden. Bei der Verwünschung, die dabei von den Priestern insbesondere gegen einen Feind ausgesprochen wird, bedienen sich diese als symbolischer Zuthat der sogenannten „Neidstangen" (nidstang), hölzerner Stäbe, auf deren Spitze ein Pferdekopf mit aufgesperrtem Maule gesteckt war und die in der Richtung gegen den zu verwünschenden gehalten werden (Grimm, Deutsche Mythologie, S. 625). Nimmt man diese Erklärung an, so wäre daraus zu folgern, daß die Sage in heidnischen Kreisen entstanden ist, oder wenigstens in solchen, die noch eine ganz deutliche Kenntniß von den im Heidenthum üblichen Gebräuchen hatten und diese dann auch in der halb unbewußten Naivetät der Volksdichtung auf das christliche, das katholische Gebrauchthum übertrugen, mit dem der Held ihrer Sage in einen Zusammenhang mehr oder weniger feindlicher Natur gebracht wird. Die Verweigerung der Lossprechung des sich des Zusammenlebens mit einer heidnischen Gottheit selbst anklagenden Ritters wirkt thatsächlich als eine Verfluchung gegen ihn; und so giebt die Sage auch die ihr bekannte heidnische Beigabe einer solchen auch dem christlichen Oberpriester in die Hand.

Daß um die Zeit der Entstehung dieser Sage solche heidnischen Gebräuche auch in Mitteldeutschland allgemein bekannt sein konnten, darf uns nicht Wunder nehmen, wenn wir z. B. in der „Handfeste der Preußen" (einer den Westpreußen von deutschen Ordensrittern gegebenen Art Verfassungsurkunde) vom 7. Februar 1249 (Preuß. Sammlung, Danzig 1747, Bd. I, S. 650) die ausführliche Schilderung aller bei einem heidnischen Begräbnißplatz vorkommenden Ceremonien finden, die, als damals noch häufig vorkommend, bei schwerer Strafe verboten werden.

Digitized by Google

Wie man sich nun aber auch diese kleine, immerhin auffallende Einzelheit der Sage mag erklären wollen, immer leitet sie über zu dem in allen Lesarten gleichen Abschluß, der den an der Menschlichkeit der Kirche verzweifelnden Ritter zu seiner übermenschlichen Gefährtin und ihren Genüssen tief im Berge versteckt zurückkehren läßt. Auch eine Hoffnung auf dereinstige Rückkehr an die Oberwelt leuchtet aus dem Schlusse dieser Sage nicht wie aus der des Kyffhäusers hervor: das Volk hat endgültig seine Hoffnung auf eine Versöhnung zwischen genußfroher, freier Menschlichkeit und dieser Kirche aufgegeben.

Unzweifelhaft hat nun gerade die Kirche aber auch die Wirkung einer so polemisch sich zuspitzenden, so weit verbreiteten und in so alten Ueberlieferungen wurzelnden Sage sehr unangenehm empfunden und daher nach einem Gegenmittel gesucht, das natürlich nach homöopathischem Rezept gebraut von dem Grundsatze ausgehen mußte: Similia similibus (Gleiches durch Gleiches). Der Sage von dem einen Ritter im Berge, verkehrend mit zwar übernatürlichen, aber doch Wesen von etwas zweideutigem Rufe, wurde die Sage von einer ganzen Schar von Rittern auf einem Berge gegenübergestellt, von denen wenigstens Einer, ihr König, ebenfalls die Unsterblichkeit haben konnte, solange er wollte, durch das bloße Anschauen eines Gegenstandes, der zu der christlichen Gottheit selbst in unmittelbare Beziehung gebracht wurde, dem Gral. Die Sage vom heiligen Gral trägt den Stempel kunstmäßiger Bildung und Entstehung im Gegensatz zu der rein volksmäßigen des Tannhäuser deutlich an der Stirn. Volksmäßig und frei erwachsen ist nur der Kern in ihr, der in der Artussage, der Sage der Ritter von der Tafelrunde des Königs Artus wurzelt. Allein die Gralsritter sind zu etwas ganz Anderem umgemodelt worden, als die Helden der alten gälisch-normännischen Volkssage vom König Artus. Wenn die ersten Dichter oder Bearbeiter der

Digitized by Google

Gralſage deren Ritter einfach mit den viel früher bekannten und gefeierten Namen der Artusritter zu verſchmelzen unternahmen, ſo zeugt dies nur von der Willkür, mit der überall die Kunſtdichtung ſich der volksmäßigen und volksthümlichen Sagenſtoffe bemächtigte. In der dem Arrodian von Köln zugeſchriebenen angeblichen Chronik der Thaten der Ritter von der Tafelrunde findet ſich noch kein Wort von ihrem Aufenthalt auf Montſalvatſch als Hüter des Grals, der auch ſchon räumlich mit ihrem Sitze an der nur durch Zauberei zu bewegenden ſteinernen Tafel in Wales nicht zu vereinigen wäre. Es iſt ſchon ſehr beachtenswerth, daß dieſe Tafel, nicht nur der Sitz, ſondern gewiſſermaßen auch das Wahrzeichen dieſes Ritterordens, von dem Zauberer Merlin gefertigt und nur von ihm zu bewegen iſt. Dieſer Zuſammenhang mit der von der Kirche ja immer ſchwer verfolgten Zauberei deutet immer auf die Herkunft aus der alten heidniſchen Zeit hin; und in dieſe haben wir alſo den Urſprung der Artusſage zu verlegen. Im Gegenſatz dazu iſt die Gralſage ſchon ihrer Natur und ihrem Stoffe nach von vornherein ausgeprägt chriſtlichen Urſprungs; ja wir müſſen anerkennen, daß ihr ebenſo von Anfang an die Verherrlichung des Prieſterthums als geiſtiger Ritterſchaft als Tendenz zu Grunde gelegt iſt. Wenn wir auch nicht ſo weit gehen wollen, wie der Jeſuitenpater Gietmann, der in einem ſehr gut und mit großer Quellen- und Sachkenntniß geſchriebenen Aufſatze[2] nachzuweiſen verſucht hat, entgegen den von ihm bekämpften „proteſtantiſchen" Auslegungen von Wolfram von Eſchenbachs Parzival, daß in Parzival ſelbſt geradezu das Idealbild des katholiſchen Prieſters geſchildert werden, ſo iſt für unſere Darſtellung um ſo werthvoller das auch von ihm gegebene und begründete Zugeſtändniß, daß die älteſte Bearbeitung der Gralſage von der Artusſage nichts wiſſe und unabhängig von ihr daſtehe. Allerdings ſtammte der Stoff und die Quelle, welche

Digitized by Google

die älteste uns bekannte französische Graldichtung benutzt hat, aus demselben Lande und derselben Zeit, aus dem und in der auch die „Romane" des Artussagenkreises nach Frankreich kamen und dort in Verse gebracht wurden. Chrestien de Troyes verfaßte seinen „Parceval" etwa um 1175 nach einem „Buche", wahrscheinlich einem englisch-normännischen Gedichte, welches ihm Philipp von Elsaß, Graf von Flandern aus England mitgebracht hatte. (Vergl. Gaston Paris: „La littérature française au moyen âge." Paris 1890. §§ 57, 59 u. ff.) Hier ist noch von keiner Verschmelzung der beiden Stoffe die Rede; „la quête du saint graal" (wie der Titel eines älteren, im französischen Original verloren gegangenen, aber in portugiesischer Uebersetzung erhaltenen Prosaromans, vielleicht wieder eine Uebersetzung der anglo-normännischen Quelle, lautet) ist der Inhalt und Endzielpunkt der Abenteuer des Ritters Perceval („Perceval le Gallois", wie ein anderer Romantitel lautet; gälisch heißt der Name Peredur; man sieht, daß die ziemlich gewaltsame Umtaufung Rich. Wagners in „Parsifal" geschichts-etymologisch ohne jede Stütze ist). Aber das Werk Chrestiens von Troyes blieb unvollendet; dem beispiellosen Erfolge, den er trotzdem mit ihm gehabt hatte, war wohl zu verdanken, daß nicht weniger als drei Fortsetzungen uns erhalten geblieben sind. Die erste, von Gaucher de Dourdan unternommen, ließ das Werk ebenfalls unvollendet; die andere, von Menessier, wurde 1220 vollendet, und die dritte, von Gerbert de Montreuil, ist uns in einer Handschrift erhalten, welche diese Fortsetzung zwischen den letzten Vers Gauchers und den ersten Menessiers einschaltet. Erst in diesen späteren Fortsetzungen ist die Anknüpfung an die christliche Legende, an Joseph von Arimathia mit der ursprünglichen „conte du graal mysterieux" zu bewirken versucht worden. Gaston Paris bemerkt mit Recht, daß hierdurch der ganze ursprüngliche Plan und die Anlage des Werkes Chrestiens

Digitized by Google

von Troyes geändert worden sei. Durch die Einfügung dieses christlich-biblischen Zusammenhanges wird der wunderbare und wunderthätige heilige Gral zur Hauptsache und das rein menschliche, tiefsinnige Mitleidsmotiv der unterlassenen Frage Percevals, auf dem in der ursprünglichen Dichtung der ganze innere Aufbau der Entwickelung beruht, zu einer Nebensache, allenfalls zur Bedeutung eines „retardirenden Moments" herabgedrückt.

Noch gründlicher nahm nun aber die Verschmelzung der alten Artussage mit neuchristlicher, das heißt neuerfundener biblischer Legende und die Umwandlung der ganzen Gralsage in diesem Sinne vor ein anderer, mit den beiden Letztgenannten ziemlich gleichzeitiger Troubadour aus der Franche-Comté: Robert de Boron (um 1215). Er schrieb eine Trilogie: Joseph d'Arimathie — Merlin — Parceval. Allerdings bedurfte der alte Zauberer Merlin, um in dieser Gesellschaft erscheinen zu können, einer durchgreifenden Aenderung und Besserung; und daran hat es denn auch dieses Gedicht in der besten Absicht nicht fehlen lassen. Nun hatte freilich schon fast ein Jahrhundert früher ein englischer Bischof versucht, diese uralte Gestalt der gälischen Volkssage (deren Name von dem eines Zauberers und Propheten Myrddhin abzuleiten sein soll) etwas für den christlichen Geschmack und Gebrauch zuzustutzen. Es war dies der 1154 als Bischof von St. Asaph (der kleinen Bischofsstadt in Wales) verstorbene Ganfrei von Monmouth in seiner „Historia regum Britanniae". Darin läßt er Merlin, dem er den christlichen Vornamen „Ambrosius" beilegt und den er ganz ohne Vater geboren sein läßt (offenbar um ihn auf diese radikale Weise von der ihm durch die Volkssage beigelegten Abstammung vom Teufel selbst zu befreien), dem im fünften Jahrhundert lebenden Könige Wortigern alle Schicksale Britanniens bis zum Jahre der Abfassung dieses Buches (1135) voraussagen — wobei natürlich die gläubigen Leser der damaligen Zeit zu

Digitized by Google

ihrem Erstaunen finden mußten, daß alles so richtig eingetroffen sei. Die ganze Gestalt des auf so billige Weise zum Rufe eines unfehlbaren Propheten gekommene Merlin ist aber, wie gesagt, keineswegs eine Erfindung des walisischen Bischofs, sondern wiederum nur eine in bester Absicht (zum Besten des Christenthums) geschehene Adoptirung (und theilweise Adaptirung) eines hervorragenden und charakteristischen Erzeugnisses des alten heidnischen Götterglaubens.

Bei Robert de Boron ist die Besserung Merlins nun eine noch gründlichere, als bei Ganfrei; er verwendet die ihm angeborene umfassende Kenntniß aller vergangenen, gegenwärtigen und zukünftigen Dinge dazu, um den Gralsrittern sowohl wie Perceval selbst alle möglichen guten Rathschläge zu geben, die natürlich nicht wenig zur Ueberwindung aller Fährlichkeiten und Abenteuer beitragen.

Die Geschmacklosigkeit dieser gewaltsamen Verbindung so verschieden gearbeiteter Stoffe hat die deutsche Dichtung Wolframs von Eschenbach mit ebensoviel richtigem Gefühl vermieden, als sie andererseits wieder das oben erwähnte rein menschliche Mitleidsmotiv wieder stärker hervortreten läßt. Allein der Anknüpfung an die nun einmal so berühmte „Tafelrunde des Königs Artus" (oder Arthur) glaubt auch sie nicht entbehren können: im Gegensatz zu seinem Vorgänger Albrecht von Scharfenberg, der in seinem „Titurel", vielleicht in Anknüpfung an ältere uns nicht mehr bekannte französische Quellen, die Gralsage fast ganz ohne Anknüpfung an den König-Artus-Sagenkreis behandelt.

Und in der That dürfte es auch stofflich kaum zwei Sagenkreise geben, die ihrem innersten Grunde nach einander so fremdartig, ja feindlich gegenüberstehen — fast so feindlich, wie nationales Heidenthum und römisch-internationales Christenthum in jener Zeit. Während die Gralsage unmittelbar an die

Digitized by Google

Darstellung der biblischen Urkunden über die letzten Tage und den Tod des Heilandes und an eine Person des neuen Testaments (Joseph von Arimathia) anknüpft, verdankt König Artus nicht nur seine ganze Bildung und Erziehung dem Zauberer Merlin, sondern sein Dasein selbst und seine Geburt einem durch dessen Zauberkunst ermöglichten und vermittelten Ehebruch! Allerdings erscheint seine Mutter, Igerna, Gemahlin Gorlas, Herzogs von Cornwallis, hierbei schuldlos; denn Uther Pendagron hat sich ihr in Abwesenheit des Gemahls in dessen ihm von Merlins Kunst verliehener Gestalt genähert. Allein die bloße Thatsache einer solchen Abstammung hätte nach der in der gesamten Gralsdichtung des Mittelalters vertretenen allgemeinen Grundanschauung genügt, um den Sproß einer solchen Verbindung mindestens als Haupt einer ritterlichen Gemeinschaft unfähig erscheinen zu lassen. Und König Artus verdankt nicht nur sein Dasein einem — wenn auch auf einer Seite unwissentlichen — Ehebruch, sondern er geht auch an einem solchen zu Grunde. Denn seine eigene Gemahlin, deren eigentlichen keltischen, für andere Zungen allerdings fast unaussprechbaren Namen Gwenhwywar die romantische Dichtung in Ginevra wandelte und die mit der Gralkönigin die äußere Aehnlichkeit hat, daß sie wie diese als das einzige Weib im Kreise der Männer neben ihrem Gatten thront, ist nicht frei von Schuld und Sünde. Sie läßt sich von Artus eigenem Neffen Modred ver- und entführen, und König Artus fällt im Kampfe um sie gegen Modred, wenn auch mit diesem. Offenbar konnte eine Kunstdichtung mit der Tendenz der Gralsdichtungen mit einem solchen Hintergrunde wilder, ungezügelter Leidenschaften nichts anfangen. Es bleibt eine rein äußerliche Herübernahme, wenn sie Namen und Gestalten aus der im Volke lebendigen Tafelrundensage zu verwerthen sucht. Doch aber erscheint es nicht unmöglich, daß die Gralsdichter sich durch einzelne Motive jenes

Digitized by Google

aus rauher, wilder Urzeit eines kraftstrotzenden Volkes stammenden Sagenkreises anregen ließen, entsprechende Gegenstücke dazu mit ihnen zusagender und in ihren Plan sich einfügender Tendenz zu schaffen. So könnte man das abgeschwächte Gegenstück zu jener Untreue der Königin Ginevra in der nur kurzen und bald bereuten Sünde des Königs Amfortas finden, die ja der Grund seiner unheilbaren Verwundung geworden ist. Die Abschwächung liegt natürlich darin, daß auch schon wie noch heute in den beiden hier in Frage kommenden Kulturepochen: der keltischen und der skandinavisch-germanischen Reckenzeit, wie in der des mehr internationalen, christlichen Ritterthums der Ehefrevel der Frau so ungleich schwerer wiegt, als der des Mannes.

Ebenso kann Merlins Person (mit der sich übrigens auch eines der apokryphen, Shakespeare zugeschriebenen, in der zweiten Folio-Ausgabe seiner Werke enthaltenen Schauspiele „Merlins Geburt" beschäftigt, das ihn direkt vom Teufel mit einem braven Dorfmädchen Hanne Willig erzeugt sein läßt), offenbar das Vorbild für den Inhaber und Beherrscher des Château merveil, des Zauberschlosses geliefert haben. Aber während der Zauberer in der Artussage einer der ersten Faktoren der Dichtung bildet, ist er in der Gralsdichtung Wolframs von Eschenbach nur dazu da, einerseits, um mit seiner Burg ein zu ihrem Nachtheil ausfallendes Gegenstück zu der Gralsburg zu bilden, andererseits, um als Nebenfigur in der Handlung verwendet zu werden.

Indes, so grundverschieden nach Tendenz und Entstehung also diese beiden Sagen waren, so mußten sich doch der alte, von heidnischem Zauberspuk umgebene König Artus und die Ritter seiner vom Höllensohn Merlin gefertigten Tafelrunde gefallen lassen, von den christlich- oder priesterlich-ritterlichen späteren Nachdichtern der Gralsage mit in ihre Ritter- und

Digitized by Google

Prieſterthum in durch letzteres beherrſchter Vereinigung verherrlichende Tendenzdichtungen hineingezogen zu werden, wenngleich ihnen in keiner Weiſe eine entſcheidende Stelle in der eigentlichen Handlung oder für die Tendenz des Gedichtes eingeräumt wurde.

Dagegen finden wir in dieſer das geiſtliche Ritterthum (oder wie der Pater Gietmann S. J. meint, den katholiſchen Prieſter als ſolchen im Bilde des Ritterthums) feiernden Kunſtdichtung das als den inneren Kern, aus dem die ganze Handlung entſpringt, wieder, was wir bei den zuerſt beſprochenen Volksſagen als den inneren Kern fanden: Verkehr von Sterblichen mit Uebernatürlichem und dadurch gewährleiſtetes Leben über die Schranken der Sterblichkeit und Menſchlichkeit hinaus. Allein was dort in den Volksſagen als einfache Wirkung eines ſolchen Verkehrs unvermittelt eintritt, das wird hier vermittelt durch eine an die chriſtlichen Symbole und den Kernpunkt des chriſtlichen Glaubens anknüpfende Thätigkeit: das Anſchauen des heiligen Gral. Dieſes Gefäß, dem natürlich auch phyſiſch-wunderbare Eigenſchaften zugeſchrieben werden, erinnert unmittelbar an den geſchichtlichen Opfertod Chriſti und gleichzeitig an das von ihm geſtiftete Symbol des Abendmahls, welches die Kirche in der Meſſe zum Kern- und Brennpunkte des ganzen Kultus gemacht hatte. Da die geſamte Gralsritterſchaft ihren Daſeinszweck nur in dem Schutze und Dienſte dieſes Gefäßes ſucht und findet, ſo iſt auch die der Dichtung äußerlich zu Grunde liegende Allegorie von der Kirche überhaupt, in deren Schutz und Dienſt alle weltliche Macht (die ja damals das Ritterthum verkörperte) allein ihre Daſeinsberechtigung zu ſuchen und zu finden hat, klar erſichtlich; damit aber auch die Kennzeichnung der Dichtung als Tendenzdichtung. Bemerkenswerth hierfür iſt ferner auch der Umſtand, daß ſowohl Chreſtien von Troyes, als auch ſein Fortſetzer Menneſſier in „hohem Auf-

Digitized by Google

trage", also gewissermaßen „auf Bestellung" gearbeitet haben. Wie Chrestien durch Philipp von Flandern, der ihm das zu Grunde liegende englisch-normännische „Buch" übergab, zum Beginn des Werkes veranlaßt wurde, so schrieb Menneſſier direkt (wie sich Gaston Paris ausdrückt, S. 99 a. a. O.) „für" Johanna von Flandern, die Großnichte Philipps und thatkräftige Herrscherin von Flandern (seit 1205), Gemahlin Ferdinands von Portugal and in zweiter Ehe des Grafen Thomas Savoyen (1237). Johanna hatte neben äußeren Kriegen auch mit inneren Unruhen zu kämpfen, die ihren Ausdruck in dem Auftreten eines Kronprätendenten Bertrand fanden, der sich für ihren in Griechenland verstorbenen Vater Balduin (IX.) ausgab und den sie später in Lille hängen ließ. Derartige Bewegungen haben in jenen Zeiten immer einen religiösen Hintergrund; und wo das niedere Volk derartigen Kronprätendenten im Gegensatz zu den in der Herrschaft Befindlichen zufällt, da liegt es nahe, bei jenen einen Zusammenhang mit nationalen altheidnischen Ueberlieferungen zu suchen, denen diese die neue, überwältigende Macht des Christenthums entgegenhalten. So ist es wohl denkbar, daß die Förderung dieser, gegenüber dem altheidnischen Artussagenkreise in so ausgeprägt christlichem Gewande auftretenden und jenen sich noch dazu aneignenden und unterordnenden Dichtung vom heiligen Gral von politischen Gründen mit diktirt wurde. Man darf nicht vergessen, daß das ganze geistige Leben jener Zeit, soweit es nicht von rein religiös-dogmatischen Stoffen beherrscht wurde und sich überhaupt „profanen" Stoffen zuwandte, von jenen Dichtungen und Ritterromanen in Vers und Prosa ausgefüllt war; daß in ihnen also alles das seine Befriedigung finden mußte, was heutzutage Presse, Vereinsleben und schöne Litteratur ins Leben ruft und unterhält. So gut also, wie heutige politisch-kirchliche Parteien auch in der Tagespresse, in Vergnügungs- und geselligen Ver-

Digitized by Google

einen eine Stütze und ein Werkzeug für ihre Zwecke suchen, so war man damals auf den Weg tendenziöser Beeinflussung der Sagen- und Abenteuerdichtung gewiesen, wenn man einerseits für seine Partei wirken, andererseits die schädlichen Einflüsse der alten Ueberlieferungen bekämpfen wollte, die um so gefährlicher waren, als sie für große Volksmassen den Reiz des Altheimischen, der verflossenen „guten alten Zeit" hatten.

Es ist hier nicht der Ort, Untersuchungen darüber anzustellen, ob und wieweit eine Tendenz in der Dichtkunst mit deren innerstem Wesen verträglich oder ihr zuträglich ist; festhalten kann man wohl, daß sie nicht gehindert hat, in jedem Zeitalter große Kunstwerke entstehen zu sehen, die gar nicht ohne sie verständlich sind, und doch noch volle und reine dichterische Wirkung ausüben, wenn das Ziel jener „Tendenz" längst einer todten Vergangenheit angehört. So gut wie Aristophanes' Lustspiele ihre zu jener Zeit sehr „aktuelle" politische Tendenz hatten und wir uns h e u t e an ihnen ergötzen, obgleich wir oft zweifelhaft und z. B., was Sokrates' Person anbetrifft, gar nicht zweifelhaft sein können, ob wir uns auf Seite des Spötters oder des Verspotteten stellen sollen, so gut wie wir Dantes erhabenes Gedicht bewundern, obgleich der Gegensatz zwischen Guelphen und Ghibellinen in dieser Form wenigstens für Italien gänzlich todt ist, ebensowenig könnte uns der Verdacht tendenziöser Entstehung hindern, an dem deutschen „Parcival" unseres Wolfram von Eschenbach reinen dichterischen Genuß zu finden. Und dieser wird erhöht durch die Beschaffenheit und Behandlung des inneren Motivs, welches Wolfram allerdings nicht zuerst hineingelegt hat, weil es sich schon in der ersten französischen Bearbeitung auch findet, welches er aber als einen gerade dem deutschen Volksgemüth außerordentlich naheliegenden Zug mit einer ganz besonderen Kraft und Kunst hervorgehoben und in den Mittelpunkt des dichterischen Planes gerückt hat: das Motiv

Digitized by Google

der unterlassenen Frage, welche das Mitleid zu fordern, die schablonenhaft angewendete höfische Sitte aber zu verbieten scheint. Es liegt aber noch ein Drittes in diesem Motiv der unterlassenen Frage, eben das, was wir als eine dem deutschen Volksgemüth besonders naheliegende Besonderheit bezeichneten. Es ist die Scheu davor, innere seelische Zustände ohne Noth durch Aussprechen gewissermaßen zu profaniren: die Schämigkeit, welche das nicht nach außen treten lassen mag, was die innere Seele doch stark erfüllt und bewegt. Es ist dieselbe Grundstimmung, welche der große britische Dichter in seiner Cordelia so verhängnißvoll für sie zum Ausdruck bringt. Parzival ist in dieser Hinsicht zwar nicht etwa ein Seitenstück zu jener tragischen Gestalt, aber das Urbild des trotzigen und doch so weichen und, eben weil er sich dieser Weichheit bewußt ist und sich ihrer schämt, nach außen hin rauh oder gleichgültig erscheinenden echt deutschen Jünglings, so wie ihn noch die Dichter der „Freiheitskriege“ schildern. Diese „Schämigkeit“ — eine Eigenschaft der Unreife und doch zugleich eine solche, die bei gesunder Entwickelung und Eintreten der Reife den Keim hervorragender Charaktereigenschaften in sich schließt — wird denn ja auch bei Parzival nicht durch die Kraft des Mitleids überwunden, sondern durch eine nach und nach eintretende, von außen geförderte und von innen erwachsende Erkenntniß, die ihn dann bei seiner zweiten Wiederkehr die einfache und doch so folgenreiche Frage thun läßt.

Diese „Frage“ hat nun bekanntlich den Anknüpfungspunkt geboten, um der deutschen Dichtung eine Tendenz nach ganz entgegengesetzter Seite beizulegen. Man hat Wolframs Parcival von protestantischer Seite in Anspruch genommen: als Ausdruck einer schon in dieser Zeit des Mittelalters vorhandenen Stimmung in Glaubenssachen, die nahe verwandt mit der der späteren Reformatoren gewesen sei. Man will in dieser „Frage“

Digitized by Google

das selbständige Forschen einer das ewige Heil suchenden Menschenseele sehen. Diese Deutung scheint mehr einem geistreichen Spiele mit Vergleichungen entsprungen zu sein, als daß sie dem rein menschlich und in der Charakterzeichnung national gedachten Motive gerecht würde; sie findet aber auch vor allem keine Stütze in der geschichtlichen Forschung, weder in der nach Herkunft und Entstehung der Dichtung, noch in der über die Personen ihrer Sänger.

Nun haben wir allerdings bloß bei einem der obengenannten Quellensammler, bei Gaufrei von Monmouth, den priesterlichen Charakter in seiner Bezeichnung als Bischof (von St. Asaph) gewährleistet. Aber die Vermuthung dieses Charakters liegt auch bei Manchem der nachgenannten nahe, wenn auch die besondere Hervorhebung unterbleibt, weil sie es jedenfalls nicht zu einer so hohen Stufe in der Hierarchie gebracht haben, wie jener erste Sammler der Artussagen. Und selbst wenn, wie bei unserem deutschen Sänger Wolfram von Eschenbach, sein nachgewiesener Ritterstand die Vermuthung des geistlichen ausschließt, so weist doch das Gedicht selbst zahlreiche unverkennbare Spuren eines es durchwehenden und belebenden Geistes auf, der nicht bloß der des Christenthums, sondern der des Klerus ist. Und dieser Klerus des dreizehnten Jahrhunderts kannte noch nicht weder Befürworter noch Bekämpfer einer Reformation der Kirche „an Haupt und Gliedern". Diese selbst hatte noch so viel damit zu thun, in den Ländern der nordischen Welt um ihr eigenes Dasein zu ringen und sich in den in der großen Masse noch von ganz anderartigen Vorstellungen erfüllten keltischen, normännischen, germanischen und skandinavischen Völkern erst einen Boden für ihre Geisteswelt zu schaffen, daß sie keine Zeit zu Reflexionen über sich selbst finden konnte. Die der großen Volksmasse schwer verständliche philosophische Tiefe und weltumfassende Bedeutung der von ihr vertretenen Gedanken

Digitized by Google

und Grundanschauung bedingte, daß sie diesen Kampf nicht nur mit der Aufstellung und Verkündung ihrer Dogmen führen konnte und durfte. Sie mußte auch die ethischen Grundlagen und Folgesätze der neuen Weltreligion in ein Gewand kleiden, welches den unterworfenen Völkern schon bekannt und lieb war; und hierzu bemächtigten sich ihre zu solch' geistigem Kampfe geschickten Vertreter und Anhänger, mochten dies Kleriker oder Ritter sein, mit Erfolg der von ihnen nach und nach in Ritterromane umgewandelten alten Recken- und Heldensagen: Sagen, die man selbst auf dieser Seite wohl gläubig für Geschichte nahm. Wo es nun irgend anging, wurden die Helden der alten Sage dann auch zu Trägern der neuen Ideen gemacht oder durch Zweitheilung auf der einen Seite als Vertreter, auf der anderen als wirksame Gegensätze dazu hingestellt. So kam der ethische, der philosophisch-christliche Gedanke des Mitleids, der Selbstverleugnung, ja selbst der Askese in die dichterische Darstellung der ursprünglich diesen Gedanken ganz fremden Sagen hinein, falls sich diese nur irgend dazu zu eignen schienen. Unter dem Vorstehenden darf nun natürlich keineswegs verstanden werden, als seien die alten anglo-normännischen Heldensagen jedes ethischen Inhalts bar, als werde in ihnen nur die Gewaltthat, der Ehebruch und Raub gefeiert. Aber ihre sittlichen Ideale sind andere, als die oben berührten der neuen christlichen Geistesrichtung; es ist die herbe, trotzige Männlichkeit, das Festhalten an gelobter Treue und an den von der Natur gegebenen Banden des Blutes, die Unterwerfung unter das einmal gegebene Manneswort und unter einen jener heidnisch-nationalen Welt entstammenden Ehrenkodex, dessen Forderungen ja bis heute noch mit einer Stärke nachwirken, die durch die jahrhundertelange Alleinherrschaft der christlichen Gedanken- und Vorstellungswelt nur wenig gemindert erscheint.

Diese Ideale indes, sowohl diejenigen, welche wir heute

Digitized by Google

noch voll anerkennen, als auch diejenigen, welche wir vom heutigen Kultur- und Sittenstandpunkt aus zurückweisen müssen, werden an sittlicher Höhe unzweifelhaft überragt von den in der Parzivaldichtung zur dichterischen Begründung und Darstellung verwendeten. Was aber über diesen inneren Aufbau hinaus zur Ausschmückung und Verherrlichung des spezifisch christlichen Ritterthums hinzugefügt wird, das scheint uns allerdings dem obenerwähnten Jesuitenpater wohl darin Recht zu geben, wenn er in dem Gralsritter- und besonders -königthum geradezu die Idealisirung oder eine Verherrlichung des katholischen Priesterthums sieht. Und gerade hierin tritt die Tendenz der ganzen von Angehörigen des Klerus hervorgegangenen oder beeinflußten Um- und Neugestaltung der alten Sage hervor, die sie geradezu als ein geistiges Kampfmittel gegen das zwar äußerlich überwundene, innerlich aber in der großen Masse des Volkes noch urgewaltige nationale Heidenthum erscheinen läßt.

Also jedenfalls auch in diesem Punkte glauben wir eine innere Verwandtschaft der drei oben vorzugsweise behandelten Sagen: der vom ewigen Juden, vom Ritter Tanhäuser und der Parzival-Gralsage nachgewiesen zu haben. Hierfür spricht auch noch der aus der äußeren Geschichte der Verbreitung dieser drei Sagen sich ergebende gemeinsame Ursprungsort. Alle drei stammen aus England; denn auch bei der anscheinend doch an den Boden des deutschen Landes, den Hörselberg, gefesselten Tanhäusersage wird uns von einem alten Schriftsteller (Kornmann: De miraculis mortuorum. 1610. L. II. c. 47) berichtet, daß die unheilvolle Eigenschaft gerade dieses Berges als Eingang zum Fegefeuer von der Witwe eines englischen Königs, Reinswiga, entdeckt worden sei, der ihr Gemahl im Traume erschienen sei und ihr verkündet habe, daß seine Seele sich in diesem Berge Thüringens befinde. So würde nach dieser zwar alleinstehenden, aber immerhin beachtenswerthen Angabe

Digitized by Google

auch hier der Weg angedeutet sein, den diese Sage aus dem die früheste Blüthe einer eigenartigen nordischen Volkspoesie bergenden angelsächsisch-normännischen Inselreiche nach dem Theile des europäischen Festlandes hin genommen hat, der auch die Wiege eines großen Bestandtheils der Einwohner des Inselreichs gewesen war. Daß dieser Ursprungsort für die Herkunft der beiden anderen Sagen feststeht, haben wir oben an der Hand unbezweifelter Nachweise dargethan.

In allen drei Sagen aber haben wir mannigfach in den wechselnden Formen ihrer Gestaltung das anziehende Beispiel dafür, wie eine in einem Volke neu auftauchende mehr oder weniger tendenziöse Kunstdichtung die Stoffe alter Volksdichtung, deren erster Sänger Namen „kein Lied, kein Heldenbuch" meldet, sich anzueignen, für ihre Zwecke umzugestalten und auszubilden sucht: alles zu dem Zwecke, um dadurch wieder zu wirken auf das, woraus diese Stoffe scheinbar selbstschöpferisch entstanden sind, die ewig dichtende, singende und sagende Volksseele selbst!

Anmerkungen.

[1] Daß dieser Ritter sich wohl zu einem solchen Abenteuer eignete, geht auch aus seinem eigenen poetischen Geständniß hervor, daß er alle seine Güter habe verpfänden müssen, weil ihm „die schönen Frauen, der gute Wein, der leckere Imbiß und wöchentlich zweimal Baden" zuviel Geld gekostet hätten.

[2] Die Idee der Gralsage, Bd. VIII, Heft 9 der „Frankfurter zeitgemäße Broschüren". Frankfurt a. M. und Luzern 1887.

Digitized by Google

Mittelalterliche Volkssagen als Ausdruck religiös-politischer Kämpfe von Conrad Thuemmel. (Sammlung gemeinv. wiss. Vorträge. Herausg. von Rud. Virchow N. F. XIII. Serie, Heft 294. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) 1898. 38 S. Preis 75 ₰.

Die hier hauptsächlich behandelten vier Sagenkreise: vom Ewigen Juden, vom Ritter Tanhäuser im Hörselberge und der verwandte vom Kyffhäuserberge und endlich der der Gralsage mit dem von König Artus' Tafelrunde im Hintergrunde haben das Gemeinsame, daß sie in echt alt-nordisch oder germanisch-heidnischem Boden wurzeln, und daß sie trotz dieser dem Kundigen leicht erkenn- und nachweisbaren Entstehung in ihrer heutigen Gestalt sämtlich in einer mehr oder weniger verchristlichten Form vor uns stehen. Es ist unzweifelhaft ein Umwandlungsprozeß mit ihnen vorgegangen, der sich nicht von innen heraus vollzogen hat, sondern der als das gewollte, bewußt gewollte Erzeugniß von außen an sie herantretender Bemühungen erscheint. Doch sind diese nicht nur äußerliche geblieben, so daß das Ergebniß nur als das Umhängen eines christlichen Mäntelchens gekennzeichnet werden könnte, sondern sie haben auch dem Wesen nach zu wirklichen Umänderungen und andersartigen Gestaltungen dieser Sagen beigetragen. Von diesem Punkte aus können wir wohl, wie der Verfasser es thut, darauf schließen, daß es die geistigen Kämpfe zweier entgegenstehenden Richtungen gewesen sind, die sich dieser im Volke dichterisch lebenden Sagen als Stoffe ihrer entgegenstehenden Tendenzen zur Agitation zu bemächtigen und sie danach zu gestalten oder umzugestalten suchten. So sieht der Verfasser in dem Ritter Tanhäuser die volkspoetisch gestaltete Verkörperung der humanistischen Bewegung des 15. und 16. Jahrhunderts, deren Kampf und Niederlage gegenüber der Hierarchie dem Volke das schmerzliche Bedauern hinterläßt, daß diese seine besten Geister, sich schließlich auch von ihm abwendend, in dem Vergraben unter alt-klassischer Gelehrsamkeit und Dichtung ihre Zuflucht suchen und dadurch auch ihm, dem Geiste ihres eigenen Volkes, entfremdet werden, also verloren gehen. Der innere Zusammenhang der allmählichen Umgestaltung dieser Sagenkreise erscheint dann nach verschiedenen Richtungen hin als Stoß und Gegenstoß der miteinander auf geistigem Gebiet um die Herrschaft über die Volksseele ringenden Mächte des nationalen Heidenthums oder überhaupt einer nationalen geistigen Bewegung gegen das römisch-internationale Christenthum, welches äußerlich die damalige Kulturwelt beherrschte, ohne sie doch innerlich mit seinem verweltlichten Inhalte voll ergreifen zu können. Die zahlreichen Quellenangaben bieten dem mit diesem Zweige der Volkskunde weniger Vertrauten Gelegenheit, sich von der tiefgehenden Verbreitung dieser Stoffe in dem geistigen Leben früherer Jahrhunderte zu überzeugen; so bietet die Darstellung eine Vereinigung kultur- und litteraturgeschichtlichen Materials mit einem Versuche auf dem in jüngster Zeit erst so emporblühenden Felde der „Folklore" als Wissenschaft.

Digitized by Google

Verlagsanstalt u. Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.

Hamerling. Sein Leben und seine Werke.

Mit Benutzung ungedruckten Materials.

Von

Dr. Michael Maria Rabenlechner.

3 Bände.

I. Band: Hamerlings Jugend

(1830—1846).

Nach den nächsten Quellen unter Mittheilung von zahlreichen bisher unveröffentlichten Tagebuchblättern, Briefen und Dichtungen Robert Hamerlings dargestellt von

Dr. Michael Maria Rabenlechner.

Mit Titelbild und Faksimile.

8°. Preis Mk. 5.—, eleg. geb. Mk. 7.—.

Mit vorliegendem Buche wird der großen deutschen Hamerling-Gemeinde der erste Band einer eingehenden Darstellung von des Dichters Leben und Werken geboten: er behandelt — ein durchaus selbständiges Ganzes — die Jugend Hamerlings bis zum Beginn seines Hochschulbesuches und bringt als Anhang „Hamerlings Tagebuch meiner Heimathreise".

Auszüge aus einigen Urtheilen der Presse.

Ein Werk, das uns eine große Freude und einen noch größeren Genuß bereitet hat, ist der soeben erschienene erste Band einer groß angelegten Biographie Hamerlings. — — — Dem Verfasser darf ein uneingeschränktes Lob für seine fleißige und von Liebe und Verehrung zum Dichter zeugende Arbeit nicht vorenthalten werden.

Hamb. Correspondent Nr. 875, 1895.

Ein groß angelegtes Werk, welches nicht nur von der deutschen Hamerling-Gemeinde mit Freuden begrüßt werden, sondern auch in litterarischen Kreisen berechtigtes Aufsehen erregen wird.

Neues Wiener Tageblatt Nr. 344, 1895.

Es ist eine ungemein fleißige Arbeit.

Hamburger Nachrichten, Belletristisch-Litter. Beilage Nr. 51, 1895.

Eine mit begeisterter Liebe und Bewunderung für Hamerlings Muse geschriebene Darstellung des Entwickelungsganges Hamerlings, die der großen deutschen Hamerling-Gemeinde eine hochwillkommene Gabe sein wird.

Grazer Morgenpost Nr. 291, 1895.

Wenn irgend etwas geeignet ist, das Interesse für Hamerling und seine Dichtung zu fördern, so ist es diese Lebensbeschreibung. Mit Staunen steht der Leser still vor den Aufzeichnungen und Leistungen des Knaben . . .

Hamburger Fremdenblatt Nr. 302, 1895.

Es ist mit warmem Herzen für den Dichter geschrieben, zugleich mit der Gewissenhaftigkeit eines ehrlichen Forschers, der das ihm gebotene umfangreiche Material mit vieler Umsicht zu ordnen und zu verwerthen gewußt hat. Und die Arbeit war keine geringe!

Grazer Tagespost Nr. 39, 1896.

Digitized by Google

Verlagsanstalt u. Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.

Ragni.

Roman von Björnstjerne Björnson.

Autorisirte Uebersetzung.

2 Bände. Eleg. geh. Mk. 9.—, eleg. geb. Mk. 11.—.

Aus den Urtheilen der Presse:

Die Hauptgestalten sind von jener herben Wuchtigkeit, wie sie die Heimath des Dichters selbst in der Wirklichkeit kennt. Dieser Zug geht selbst auf jene Menschen über, die eingeführt sind, um die Fähigkeiten und Eigenschaften der Hauptgestalten schärfer zu betonen — sei es nach oben, dem Lichte zu, sei es hinunter, entlang die Pfade der Verirrung. Dabei ist die Bildlichkeit gewahrt, wie seit desselben Dichters, vor mehr als einem Menschenalter geschriebenen Meisternovelle „Synöve Solbakken" nicht. **(Hamburger Nachrichten.)**

Björnson hat sich in seinem neuesten Roman: „Ragni" als Meister im Einzelnen erwiesen. Wer fühlt sich nicht gepackt und durchschauert von seiner Schilderung der norwegischen Küste, mit ihren Schroffen und Fjorden, mit dem ewig bewegten, drohenden Meere, dem gefährlichen Reigen von Schnee und Sturm? Wer sieht nicht die Figuren, die er schildert, die Schulknaben, Backfische, bald wieder die Studenten, die Kleinstädter leibhaftig vor sich? Nur ein echter Dichter, der aus lebendiger Phantasie schafft, vermag unsere Einbildungskraft zu beleben, und wer „Ragni" gelesen, der wird die Hauptpersonen: den tüchtigen Arzt, den pietistischen Seelsorger, die weltreife Frau Pfarrerin, die blumengleich verwelkende Doktorsfrau lange noch vor seinen Augen schweben sehen und über deren Schicksale nachgrübeln. **(Pester Lloyd.)**

Der berühmte Norweger bietet uns hier eine Schöpfung, die in ihrer breiten, bedächtig grüblerischen Darstellungsart grade keine „leichte" Lektüre für den Zeitvertreib ist, aber reichen psychologisch und sittlich interessanten Stoff in einer trotz ihrer Breite plastischen Gestaltung vorführt, ein voll durchlebtes Kunstwerk, das den modernen Realismus mit reichem Gemüthsleben und stimmungsvoll poetischer Charakteristik der die Helden umgebenden Lebensbedingungen ausstattet. Wir haben es mit einer Sittenschilderung zu thun, deren deutliche Spitze gegen die Sittlichkeitsheuchelei gerichtet ist, die jedoch keine revolutionirende Tendenz an sich trägt, wie „Thomas Rendalen". Björnson holt sehr weit aus, um den Kern seines Stoffes auf breite Grundlagen zu stellen. Ihm genügt es nicht, das Problem in seinem Hauptgehalt vorzuführen, sondern er legt sichtlichen Werth darauf, in einer gewissermaßen pädagogischen Denkweise die Charakterentwicklung der beiden Helden von ihrer Knabenzeit an als nothwendige Voraussetzung der Haupthandlung dem Leser zu erzählen. **(Kölnische Zeitung.)**

BILDER AUS DER KUNSTGESCHICHTE.

Von

Dr. G. Leithäuser

Professor am Johanneum zu Hamburg.

VIII und 228 Seiten. Geh. Mk. 3.—, geb. Mk. 4.—.

Inhalt:

Lebens- und Bildungsgang deutscher Künstler der Renaissance. — Künstlerinschriften und Monogramme. — Kunst und Sage. — Gemeinsame Künstlerarbeit. — Geraubte Kunstdenkmale. — Kunstkritik und Bilderstudium. — Italienische Künstlernamen. — Inschriften auf Gräbern italienischer Künstler. — Ein sächsischer Hofmaler. — Die Schlosskirche zu Wittenberg. — „Weihnachten" in der älteren Kunst. — Die „Kunst" im Sprichwort. — Das Zeitalter des Kupfers und der Bronze. — Die grosse Sphinx. — Erinnerungen an Dr. Schliemann. — Die letzten Arbeiten Schliemanns. — Die altgriechische Kunst im Lichte der neueren Forschung. — Der Schatz von Sidon. — Die Kunst in den Athosklöstern. — Entdeckungsreisen in Kleinasien und Nordsyrien. — Wie und womit malten die Alten? — Mumienbildnisse.

Digitized by Google

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 049869495

Digitized by Google